

Augustus die Feldzeichen deponieren lassen, die CRASSUS 53 v. Chr. an die Parther verloren hatte; im römischen Bewusstsein rangierte die Katastrophe von Carrhae neben der von Cannae. Daher war es Augustus ein besonderes Anliegen, den (diplomatisch finanziellen) Rückerwerb der Feldzeichen 20 v. Chr. als Kompensation der republikanischen Schmach darzustellen. In der südlichen *porticus* befanden sich Statuen der *summi viri* (dazu 34-41), auf deren Basis der Name und das Amt des entsprechenden *summus vir* (*titulus*) und darunter seine wichtigsten Leistungen (*elogium*) verzeichnet waren. Die Quadriga war Augustus als *pater patriae* 2 v. Chr. für seine Verdienste um den Staat vom Senat gestiftet worden (*res gestae* 35).

So ordnet sich Augustus mit dem Forum ganz in die republikanische Tradition ein und damit dieser unter: Als Rächer des ermordeten Vaters erfüllt er eine Kerntugend römischen Verhaltens, die *pietas*. Die Ahnenreihe der *gens Iulia* wird kompensiert durch die Reihe der *summi viri* der *res publica*: Ihr Verhalten und ihre Leistungen im Dienste der *res publica* werden dem Besucher als Vorbild und zur Nachahmung präsentiert. Die Quadriga ist nicht die unmittelbare Kopie des Welteneroberers, sondern eine Stiftung des Senats für den *pater patriae* und seine Leistungen für die *res publica*. Wieder zeigt sich Augustus, diesmal im politischen Sinne, als vorbildlicher Träger der *pietas*. Da er sich klar gegenüber seinem Vater abgrenzt, der den Senat und die republikanischen Traditionen auf „seinem“ Forum so gering schätzte (vgl. CASS. DIO 44, 8, 1f.), und sich diesen Traditionen unterordnet, zeigt er sich auch als Träger der *moderatio*. Dies zeigt auch der „Saal des Kolosses“: Es wird (43) der Eindruck erzeugt, dass Augustus wie Caesar der „Versuchung“ nachgegeben habe, in die Nachfolge Alexanders zu treten. Doch Caesar macht dies, indem er das Reiterstandbild Alexanders in das Zentrum des Forumplatzes stellt, Augustus, indem er einen Raum am Ende der nördlichen *porticus* schafft, mithin im nordöstlichen Winkel des Forum.

Natürlich ist die Rezeption des Caesarforum durch Augustus im Rahmen seiner konsequent durchgestalteten „Macht der Bilder“ in hohem Maße durchdacht und auf seine „Prinzipatside-

ologie“ abgestimmt, so dass der Vergleich hier besonders ertragreich ist. Dennoch wäre ein Vergleich oder zumindest eine Einordnung in die Tradition der Kaiserforen seit Caesar und Augustus im Sinne der *aemulatio* und *imitatio* auch bei den späteren Foren wünschenswert. Die (maßlos) grandiose Steigerung im letzten Forum TRAIANS wäre innerhalb dieses Rahmens noch eindringlicher.

Dieser Hinweis ist sicherlich den Erfahrungen mit der Arbeit mit Schülerinnen und Schülern geschuldet. Wer allein die architektonischen Informationen zu den Foren jeweils aufnehmen möchte und diese Einordnung so selbst vornehmen kann, dem mag dieser Hinweis überflüssig erscheinen. Er soll auch nicht darüber hinwegtäuschen, dass mit M.s Werk eine hervorragende und auch umfassende Darstellung der Kaiserforen vorliegt, die jedem Rombesucher empfohlen sei.

BENEDIKT SIMONS, Düsseldorf

Peter Kuhlmann (Hg.): *Lateinische Grammatik unterrichten. Didaktik des lateinischen Grammatikunterrichts. (Studienbücher Latein. Praxis des altsprachlichen Unterrichts, hrsg. v. M. Janka u. a.), C. C. Buchner, Bamberg 2014, 184 S., EUR 22,00 (ISBN 978-3-7661-8005-6).*

Das Fach Latein wie auch der Lateinunterricht an Schulen müssen sich gerade in Anbetracht deutlich veränderter bildungspolitischer Grundausrichtungen weiterhin und verstärkt auf ihre Legitimität im Fächerkanon hin befragen lassen, wie nicht zuletzt die unlängst im Kontext der Latinumsdiskussion wieder belebte und in den Medien breit geführte Debatte dokumentiert. Das muss kein Nachteil sein. Im Gegenteil: Die Notwendigkeit einer steten Selbstvergewisserung der spezifischen Leistungen einer unterrichtlichen Beschäftigung mit einer „alten Sprache“ zwingt zu beständiger Reflexion auf deren theoretische Begründung und methodische Umsetzung im Unterrichtsgeschehen.

PETER KUHLMANN'S (K.) neues Buch „Lateinische Grammatik unterrichten. Didaktik des lateinischen Grammatikunterrichts“ leistet auf dem Felde des lateinischen Grammatikunterrichts zu dieser Selbstvergewisserung und Standortbestimmung einen ganz vorzüglichen

Beitrag. Die meisten Beiträge des Bandes stammen aus seiner eigenen Feder, Unterstützung hat er durch HOLGER KLISCHKA, DENISE GWIASDA, THEO WIRTH, WILHELM PFAFFEL, SUSANNE PINKERNELL-KREIDT und MARTIN GLATT erfahren.

Was den Adressatenkreis betrifft, so zielen die Ausführungen erwartungsgemäß auf „Studierende und angehende Lehrkräfte im Fach Latein, die Orientierung, Anregungen und Hilfestellungen zum Thema Grammatikarbeit suchen“ (Vorwort, 5). Aufgrund der Grundsätzlichkeit des Zugriffs wie auch der zahlreichen Verbindungslinien zu den modernen Fremdsprachen (vgl. bes. 119-130: „Latein und moderne Fremdsprachen“) dürfte das Buch im Sinne fächerübergreifender Zusammenarbeit indes auch für Unterrichtende dieser Fächer von Interesse sein.

Die insgesamt vier Großkapitel behandeln mit ihren jeweiligen Unterkapiteln alle zentralen Themen, Problemfelder und Fragestellungen des lateinischen Grammatikunterrichts und schreiten von theoretischen Grundlegungen über methodische Aspekte des lateinischen Grammatikunterrichts zur konkreten und häufig an Beispielen sehr einsichtig dokumentierten Unterrichtspraxis vor. Die dabei vermittelte, gewaltige Stoffmenge auf nur knapp 180 Seiten unterzubringen, ist für sich schon eine didaktische Meisterleistung, die gewiss durch die kluge Entscheidung begünstigt wurde, die zur Umsetzung der theoretischen Erörterungen angebotenen Arbeitsblätter auf die Internetseiten des Verlages auszulagern. Die inhaltliche Vielfalt des Bandes kann dementsprechend hier nur angedeutet werden: Grammatik und Sprachmodelle, das Verhältnis von Grammatik und Textverstehen oder auch Form und Funktion, lernpsychologische Voraussetzungen, didaktische Prinzipien, Kriterien für eine Auswahl des Stoffes, das Thema Grammatik im Kontext der Diskussionen um Standards und Kompetenzen (auch „input“- vs. „output“- Basierung), die – hier doch recht neu bewerteten – unterschiedlichen Zugriffsweisen von Induktion und Deduktion, Synergieeffekte zwischen Latein und modernen Fremdsprachen, das ebenso sperrige wie unverzichtbare Arbeitsgebiet der Fehlerdiagnostik – um nur einiges zu nennen. Dank der präzisen und zügigen Diktion vermit-

telt das Autorenteam die wesentlichen Inhalte und Erkenntnisse ohne Umschweife.

Auf die dargebotene Stofffülle im Einzelnen einzugehen, ist im Rahmen einer Rezension nicht möglich. Ich beschränke mich demzufolge insbesondere auf die Besprechung einiger im Buch gewonnener und vermittelter Einsichten, die m. E. über bisherige Darstellungen deutlich hinausweisen und sehr beachtenswerte Anregungen für eine konsequente Weiterentwicklung des lateinischen Grammatikunterrichts bieten.

Mit Blick auf das Verhältnis von Form und Funktion ist der von K. postulierte Primat der Funktion keineswegs neu, jedoch als fundamentales Instrument zur Sprachbildung stärker und klarer konturiert, wodurch die textpragmatischen und kommunikativen Elemente des Lateinischen in den Vordergrund rücken können (bes. 29-46), sodass sich die ausgesprochene Warnung vor möglichen schädlichen Folgen einer „Übergrammatikalisierung“ (42) folgerichtig ergibt.

Hervorzuheben ist der Einbezug der Forschungsergebnisse der Gehirn- und Gedächtnisforschung zur Nutzung des Grammatik- und Spracherwerbs durch die Schülerinnen und Schüler (bes. 47-50, vgl. zudem bes. 153-159). Die Bemerkungen zum deklarativen, episodischen und prozeduralen Gedächtnis und die Rolle der unterschiedlichen Gehirnaktivitäten auf dem Weg vom Wissen zum Können helfen beispielsweise, „die Paradoxie, dass Schüler trotz korrekter Regelerklärung bei der praktischen Anwendung sprachlichen Wissens scheitern“ (49, vgl. auch 146-151), zu verstehen.

Zu den zweifellos großen Vorzügen der Studie zählt das nicht lediglich behauptete, sondern – wenn auch vorläufig in kleinerem Rahmen – empirisch gestützte Einnehmen der Schülerinnen- und Schülerperspektive. Verdeutlicht sei der aus meiner Sicht bemerkenswerte Gewinn eines solchen Zugriffs auf die Grammatikarbeit im Lateinunterricht an zwei Beispielen.

Im Kapitel 4.3 „Induktive vs. deduktive Grammatikeinführung im Schülerurteil – eine empirische Fallstudie“ (95-105) wird die Präferenz der induktiven vor der deduktiven Methode einer intensiven kritischen Würdigung unterzogen mit dem Ergebnis, dass diese einseitige Bevorzugung

eines induktiven Vorgehens weder dem Schülerinnen- und Schülerurteil standhält noch theoretisch so unbefragt vorausgesetzt werden kann, wie meist unterstellt. Sich diesem Befund nicht zu sperren, dürfte gewiss auch eine zwingende Forderung an die Ausbildung in den Studienseminaren sein.

Hinsichtlich der Frage von Fehlertypen und der Fehlerdiagnose insbes. bei verlangten Übersetzungsleistungen (142-151) zeigt sich, dass die Fehlerursachen im Wesentlichen ohne Zusammenhang zur vorher erlernten Übersetzungsmethode zu sehen und vorrangig auf Defizite im Bereich der Semantik zurückzuführen sind. Auch hier eröffnen sich dem Lateinunterricht zukünftig Entwicklungsmöglichkeiten jenseits vorgängiger Konzeptionen.

Zusammenfassend: Den aktuellen Diskussionsstand aufgreifend und einbeziehend, randvoll mit Einsichten und wertvollen Hinweisen für die Unterrichtspraxis ist K. und seinem Autorenteam ein ganz ohne Zweifel vortrefflicher Beitrag zum lateinischen Grammatikunterricht geglückt, der für Studierende und Unterrichtende der lateinischen Sprache ein unverzichtbares Arbeitsinstrument darstellt.

BURKARD CHWALEK, Bingen

*Heinz-Jürgen Schulz-Koppe: Zum Teufel geht es unten rechts – Kirchen, Architektur, Kunst und religiöses Weltbild im Spätmittelalter, Norderstedt (Books on Demand) 2015. 238 S.*

Das Mittelalter – eine Einheit, in welcher religiöses, gesellschaftliches und weltanschauliches Denken zusammenfanden, die sich Kunst und Architektur ihrer Zeit dienstbar machte, bivalent im Glanze ihrer gotischen Kathedralen und zugleich im Schrecken ihrer Gnadenlosigkeit gegenüber allem, was von der einen, wahren Lehre abwich: in diesen beiden Gesichtern findet SCHULZ-KOPPE (Sch.-K.) seinen Gegenstand, diesem Ianuskopf sucht vorliegendes Buch gerecht zu werden, und in diesem zweifachen Sinne ist, was sich als Urlaubsfrucht gibt und dem ersten Blick auf den Inhalt noch eher als *Satura lanx* anmutet, im Folgenden auch gegliedert. Die Darstellung teilt sich in 25, einige auch kürzere, Kapitel, die sich thematisch in ungezwungener

Folge auseinander ergeben. Von diesen entsprechen die einen der freundlich-heiteren Gesichtshälfte, andere der schrecklichen Fratze jener oft romantisierten Epoche.

Kirchenbau als Ausdruck eines ganzheitlichen, und d. h. theologischen Weltbildes, erlebt seine Blüte ab dem 12. Jh., aber Kirchenräume gibt es seit den frühen Christengemeinden des 1. und 2. Jh. – in Privathäusern, zur gottesdienstlichen Nutzung bereitgestellt: die Urgemeinde hatte sich rund um einen Tisch zum gemeinsamen Abendmahl versammelt. Seit der Mitte des 3. Jh. stand dieser zum Altar erhöht an der Stirnwand eines größeren Versammlungsraumes und schuf erstmals – etwa in der Hauskirche von Dura Europos (am Euphrat) – eine Unterscheidung zwischen Geistlichkeit (Bischof) und Gläubigen; zu Stein geworden, macht er die Trennung zwischen Volk und Klerus im Wortsinne unverrückbar, und das früheste eigentliche Kirchengebäude (im venetischen Aquileia) zeigt ihn durch eine Barriere weiter abgehoben. In der heidnischen Antike stand der Altar vor dem Tempel, nicht im Innenraum, welchen auch allein der Priester betreten durfte, so dass als Gotteshaus seit dem 4. Jh. die Basilika (bzw. ihr Typus) übernommen wurde, ursprünglich eine langgestreckte Markt- und Gerichtshalle, deren Mittelschiff eine halbrunde Apsis beschloss, Platz für Kaiser oder Bischof. Apsis und der zunehmend ihr angenäherte Kirchenaltar sind nunmehr nach Osten, zum aufgehenden Licht hin orientiert. Durch die gleichzeitige Anlage eines Querhauses entsteht die Kreuzesform als Abbild des Menschensohnes, mit der Vierung (durch Turm und später Kuppel überwölbt) an der Schnittstelle und dem Chorraum als Weiterführung und Kopf des Mitteltraktes zwischen Querschiff und Apsis. Neben der Kreuzbasilika als Grundform in Romanik (seit 11. Jh.) wie Gotik (seit 13. Jh.) des westeuropäischen Mittelalters stehen der runde oder achteckige Zentralbau (mit Kuppel → Pantheon, Hagia Sophia) der italienischen Renaissance sowie die Hallenkirche der Spätgotik (S. 8-12).

Die gotische Kathedrale von Orvieto (14. Jh.) mit den Reliefs beidseits ihrer Eingangsportale, welche in einem großangelegten Bildprogramm den Zeitgenossen die Welt erklären und als „Bibel